mi villicht för'n Sozialdemokraten?" „Glauben Sie an Christus?" „Dat versteiht sick!" „Kennen Sie Doktor Martin Luther?" „Nee, Herr Amtsrichter, den kenn ick nicht. Wenn wie eins krank sünd, denn gahn wi ümmer nah Doktor Meiern."

Über *unvorhergesehene pädagogische Wirkungen des Kinematographen* plaudert Jan Besserkorn auf recht unterhaltende Weise in der Frankf. Zeitg.

„Ich kenne einen Herrn", erzählt Besserkorn, „der seine Kinder jedes Jahr dreimal kinematographisch aufnehmen lässt. Und wenn diese Kinder gross geworden sind, setzen sie sich in einen Lehnstuhl, nehmen die vom Papa vererbten Films und lassen sie vor sich abschnurren. Und in Bildern rollt ihr ganzes vergangenes Leben vorbei. Sie sehen sich als Babys, als Jungens, als Jünglinge, sie leben ihr eigenes Leben zweimal.

Wer sich selbst schon einmal im Film gesehen hat, kennt das merkwürdig unangenehme Gefühl, das man dabei hat. Man kommt sich unbehaglich vor, wie Peter Schlemihl, dem der Schatten abhanden kam. Dort auf der Leinwand geht man, bewegt man sich — man kommt sich als körperliches Wesen plötzlich überflüssig vor, wenn ein elektrisches Licht und ein Stückchen Zelluloidband die Alltäglichkeit unserer Existenz so nachahmen können.

So wird es auch zuerst den Menschen gehen, deren Jugend, in Konservenbüchsen aufbewahrt, in der Filmrolle aufgespeichert liegt. Und ihre Kinder werden dabei stehen und lachen und sagen:

„Schau, unser Papa, der so streng ist, ist auch 'mal ein kleiner Junge gewesen, hat mit Sand gespielt und der Bonne die Zunge herausgestreckt!"

Und der Vater, der seine Jugend vergessen haben wird wie alle Väter, wird sich vielleicht schämen — und sich erinnern. Die Folgen davon werden die Kinder angenehm verspüren, und so wird der Film eine pädagogische Wirkung bekommen, an die keiner der berufsmässigen Volks- und Menschenerzieher heute denkt.

Aber es kommt noch mehr. Der Vater lässt sich selbst weiter kinematographisch aufnehmen, ebenso die ganze Familie, Vorfahren und Nachkommen; und wenn die alte Urgrossmutter einmal gestorben sein wird, dann wird man ihren Todesgedenktag seltsam festlich begehen.

Alle sitzen im verdunkelten Zimmer, der Apparat schnarrt, und auf der Leinwand erscheint die gute Alte, trippelt, nickt und bewegt sich, wie sie es bei Lebzeiten tat. Dazu läuft das Grammophon — sie hat natürlich beizeiten eine Grammophonplatte „besprechen müssen — und durch das Zimmer tönt, das die liebe alte Dame eben so zu sagen pflegte:

„Willst du noch ein bisschen Suppe?" — „Hans, putz' dir die Nase!" — „Igittegitt, da steht schon wieder so 'n Raubmord in der Zeitung!" — —

Die Familie sitzt still gerührt dabei, nickt mit den Köpfen und sagt: „Wahrhaftig, ganz die Urgrossmama, als ob sie lebte!" — —

Tod und Vergangenheit sind aufgehoben, ewig bleibt das Bild, das die Charakteristika jeder Existenz, Erscheinung und Bewegung aufbewahrt und auf einen Wink hergibt.

Nach unserem Tode werden wir weiterleben, als wächserne Schallplatte und als langer, schmaler Streifen aus Zelluloid. Unseren Enkelkindern werden wir wie Kinostücke erscheinen, unsere Körperlichkeit hat sich gewandelt, und ich höre meinen Urenkel zu seinem Spielgefährten sagen:

„Was, Ihr habt keine Grottmutter? Wir haben sogar einen Urgrossvater, der ist 350 Meter lang — ätsch!" —

Bücherschau.

I. Bücherbesprechungen.

Eugen Kühnemann, Vom Weltreich des deutschen Geistes. Reden und Aufsätze. München, C. H. Becksche Verlagsbuchhandlung, 1914. XI + 451 Seiten. In Leinen gebunden 7 Mark.

Den Freunden in Amerika ist das neueste Buch des Breslauer Philosophieprofessors und Literarhistorikers gewidmet, das 33 Reden und Aufsätze sehr verschiedenen Umfanges und mannigfaltigsten Inhalts aus rund ei-

nem Jahrzehnt umschliesst. Der eigentlichen Reden sind es dreizehn, also nicht viel über ein Drittel; aber Kühnemann, den ja viele aus dem Leserkreis dieser Zeitschrift persönlich gehört zu haben sich immer als Vergnügen erinnern werden, ist so sehr der geborene Redner, dass der Eindruck des gesprochenen Wortes auch in den übrigen Teilen des Buches überwiegt. Das alles umschlingende Band ist der grosse Gedanke, über dem das Dreigestirn Kant-Schiller-Fichte leuchtet, der Gedanke vom Weltreich deutscher Kultur als unserer Pflicht unter den Völkern der Erde, die frohe Botschaft und der kategorische Imperativ des Deutschtums. Die Deutschen der Welt haben Grund, sich des Werkes zu freuen, insbesondere auch Deutschamerika; sind doch eine ganze Reihe seiner Bestandteile aus des Verfassers Tätigkeit auf dieser Seite des Meeres hervorgegangen. Wie man nicht anders erwartet, findet sich des echten Goldes in vornehmer Prägung, des edlen Gesteins in herrlichen Rahmen die Fülle. Die Krone des Ganzen dünkt mich, ausser der prächtigen Rektoratsrede „Leben und Wissenschaft" (Nummer eins), die grosse Schillerrede aus dem Säkularjahr 1905 zu sein, die ich aus dieser Perspektive für die bedeutsamste Leistung jenes denkwürdigen Jahres halte.

Dass es bei der Zusammensetzung des Werkes nicht ohne Wiederholungen abgeht, versteht sich von selbst; die meisten Aufsätze waren schon an verschiedenen zerstreuten Orten erschienen. Es gewährt sogar einen eigenen Reiz zu beobachten, wie derselbe Gedanke je nach dem Leser- oder Hörerkreise die verschiedenste Fassung annimmt, — so etwa wie wenn Schiller am gleichen Tage über denselben Gegenstand an Goethe und an Körner schreibt. Ausserdem aber kann die Lehre und Mahnung des Werkes gar nicht eindringlich genug gepredigt werden. — Bei dem Lobe, das dem Buche in reichlichem Masse gebührt, dürfen jedoch auch die Bedenken nicht verschwiegen werden. So ist z. B. der Versuch einer Rettung von Gerhart Hauptmanns Breslauer Festspiel unbefriedigend geblieben; er geht zwar aus dem anerkennenswerten Bestreben hervor, überall das Positive, die wirkende, schaffende Kraft aufzuweisen, ist indes weder kühl genug zu überzeugen noch warm genug zu überreden. Ebensowenig überzeugt die Anerkennung von Gerhart Hauptmanns Experiment, Schillers Tell für die Bühne zu bearbeiten (Nr. 30): es mag ein Erfolg sein, wenn der und jener sieht, dass der Tell auch in dieser Zerfetzung nicht nur noch lebensfähig ist, sondern von Leben geradezu überquillt; aber dass die Venus von Milo und die Nike von Samothrake auch in der Verstümmelung noch als Offenbarung der Schönheit wirken, darf nicht als Aufforderung gelten, einmal zu versuchen, wie andere vollständig erhaltene Kunstwerke sich ausnehmen würden, wenn man ihnen Köpfe und Gliedmassen abschlägt. Endlich enthält der in diesem Buche zum ersten Male abgedruckte Aufsatz Nr. 23 einige recht befremdliche, den unbefangenen Genuss und Geschmack störende Dinge, die am besten gar nicht oder zum mindesten anders hätten gesagt werden sollen.

Doch solche Kleinigkeiten sind nur ein Tribut an die Menschlichkeit. Als Ganzes ist Kühnemanns Buch eine hocherfreuliche Erscheinung, und ich wünsche ihm recht, recht viele Leser, auf beiden Seiten des Ozeans und weit darüber hinaus; Leser, die das Buch erleben können und seine Botschaft leben wollen.

Univ. of Wis. **E. C. Roedder.**

Zwölf Jahre lang hat nunmehr die Zeitschrift *„Deutsche Erde"* in Gotha (Herausgeber: *Prof. Paul Langhans*) am völkischen Werke gebaut und eine gewaltige Menge Stoff zur Kenntnis deutschen Volkstums auf der ganzen Erde, insonderheit in Amerika zusammengetragen. Mit dem eben erschienenen ersten Hefte des neuen Jahrganges wandelt sie die bewährten alten Bahnen, wie die nachstehende Inhaltsangabe erweist:

August Sach (mit Bildnis). Von Prof. Dr. Reimer Hansen. — Die Sprachverhältnisse des Berner Jura. Von H. Ammann. — Haus-Geographie von Dithmarschen. Von Dr. Willi Pessler. — Das deutsche Sprachgebiet in Südungarn. Von Dr. Richard von Pfaundler. — Die deutschen Schulen in St. Petersburg mit staatlichen Rechten. Von F. von Reussler. — Der Deutsch-Pennsylvanier James Lick und sein Teleskop. Von Dr. Friedr. A. Wyneken. — Berichte über neuere Arbeiten zur Deutschkunde (mit 3 Bildern). — Deutschkunde im schöngeistigen Schrifttum. — Karte: Sprachvertei-